

Karwoche 2006

Impressionen einer Reise zu den Roma in Rumänien von Gernot Haupt

Samstag, 8. April 2006 (Internationaler Roma-Tag)

Früh am Morgen fahre ich nach Oberwart, dort findet anlässlich des internationalen Roma-Tages eine Veranstaltung statt: „Roma und die Medien“. Die Besetzung am Podium ist hochkarätig, der Intendant des ORF Burgenland, Radio-Journalisten, Wissenschaftler, Roma-Vertreter. Die Teilnahme im Publikum ist eher mager, viele Gesichter kenne ich, Roma selbst sind nur ganz wenige gekommen.

Am Nachmittag geht's weiter nach Wien, dort ist von einer Gruppe neuer Roma-Vereine eine Kulturveranstaltung angekündigt. Am Programm steht zwar eine falsche Adresse, die Veranstaltung beginnt zwar erst 2 Stunden später als geplant, dafür ist der Saal mit über 500 Personen voll, dementsprechend ist auch die Stimmung. Im Publikum sitzen, tanzen und singen vorwiegend Roma aus Ex-Jugoslawien, die Laien-Schauspieler in den Theaterstücken und die SängerInnen der Musikdarbietungen sprechen Serbisch, manchmal auch Romanes. Den Höhepunkt erreicht die Stimmung bei den Volkstänzen aus ihrer Heimat. Da drängen auch Männer aus dem Publikum auf die Bühne, um mitzutanzten. Danach gehen die meisten Roma nach Hause, Harry Stojka, als Highlight der Veranstaltung angekündigt, spielt vorwiegend vor jungen Wiener Gadje.

Sonntag, 9. April 2006 (Palmsonntag)

Ich sitze im Auto und fahre nach Timisoara. Ich habe acht Stunden Zeit, um über die gestrigen Eindrücke nachzudenken, über die Chancen, die sich für die Volksgruppe ergeben würden, wenn die gute Organisationsstruktur der autochthonen österreichischen Roma sich mit der Energie und dem Potenzial der Roma mit Migrationshintergrund verbündete.

Und ich habe acht Stunden Zeit, so lange übrigens, wie ich mit meinem alten Auto von Wien nach Bregenz brauche, um mich auf die Begegnung mit einer anderen Welt vorzubereiten, auf Häuser ohne Strom, ohne Wasser, ohne Fenster, ohne dichtes Dach, auf Menschen ohne Dokumente, ohne Krankenversicherung, ohne Existenzminimum, auf Roma in Rumänien.

Montag, 10. April 2006

Ich nütze diesen Tag, um in der Bibliothek der West-Universität in Timisoara neuere Literatur in Rumänisch über Roma zu suchen. Ich finde aber nur etwa zehn Bücher, manche davon Übersetzungen aus dem Französischen, die meisten kenne ich schon. In den Zeitschriften gibt es mehrere Artikel, ich kopiere etwa 500 Seiten, was in der Kopierabteilung großes Erstaunen hervorruft.

Dienstag, 11. April 2006

Um 9:30 Uhr fahre ich mit M. und R. nach P. Leider hat R. nur bis maximal 14:00 Uhr Zeit, also müssen wir um 13:00 Uhr bereits wieder in P. abfahren, um rechtzeitig in Timisoara zurück zu sein. R. ist Geschäftsführer des Nachtasyls. Pater A. hat die Bewilligung von Renova-bis erhalten, die Jugendfarm in Bacova auszubauen, also werden die „alten“ Bewohner und die Frauen mit Kindern demnächst nach Bacova übersiedeln.

Ich erkläre R. unterwegs ein wenig das Projekt. In P. erwartet uns Frau C. am Hauptplatz und wir gehen gemeinsam ins Bürgermeisteramt, das heißt, vorbei an Schiebetruhen in den Keller, wo sich das Wahllokal befindet und wo wir uns bei mitgebrachten Keksen und einem Kaffee, den uns die Sekretärin der Bürgermeisterin bringt, unterhalten können. Kurz nach unserem Eintreffen kommt auch Th., der neue Mitarbeiter. Im Laufe des Gespräches stellt er sich vor:

Er ist 30 Jahre alt und hat drei Kinder. Er hat das Gymnasium mit dem Schwerpunkt Mathematik und Physik abgeschlossen, dann ein Jahr an der Universität Sozialarbeit studiert, musste dies aber wegen Geldmangels abbrechen, hat dann als Aushilfslehrer in Freidorf und einige Monate als Arbeiter bei Zoppas gearbeitet. Er ist Präsident der „Allianza pentru Unitatea Romilor“ (Allianz für die Einheit der Roma), einer Organisation, die es seit einigen Wochen in P. gibt und die eine Zone von 50 km² betreuen wird, also bis Timisoara auf der einen Seite und bis zur Grenze auf der anderen Seite. Dieser Verein ist gleichzeitig Mitglied der „Asociatia social-culturala a Romilor din Banat“ (Sozio-kulturelle Vereinigung der Roma des Banat). Ziel dieser Organisation ist es, kulturelle Aktivitäten zu setzen, z. B. einen Ball zu organisieren. Nach Ostern wird eine große Roma-Feier im Kulturhaus in Pe. stattfinden. Die Organisation versteht sich als Interessensvertretung der Roma gegenüber der Gemeinde. Er hat mit der Bürgermeisterin vereinbart, dass sie ein Büro im Kulturhaus bekommen, das sie für die symbolische Summe von 25.000 alte Lei (0,75 €) pro Monat auf fünf Jahre gemietet haben.

Geplant ist, dass die traditionelle Kunst des Ziegelbrennens wiederbelebt wird und dass die Roma vom Bürgermeisteramt das Holz erhalten, damit für jede Familie zumindest ein Raum selbst gebaut werden kann. Derzeit sind die Häuser der Roma nicht im Stadtplan verzeichnet, nur vier Häuser scheinen offiziell auf, die anderen sind von den Kindern oder Geschwistern auf dem Grund rund um das Haus illegal errichtet worden. Geplant ist auch ein Stromanschluss für jedes Häuser. Nach dem Gesetz 430 soll im Bürgermeisteramt ein Büro mit EU-Finanzierung entstehen. Nächstes Jahr wird auch die Asociatie Nationale in P. tagen. Außerdem soll eine eigene Schule für Roma-Kinder entstehen, in der auch muttersprachlicher Unterricht erteilt wird. Th. erklärt, dass die Roma untereinander immer noch Romanes sprechen. Er kennt Calin Rus vom Interkulturellen Zentrum in Timisoara wie ich sehr gut und arbeitet intensiv mit ihm zusammen.

In Pe. sind 48% der Schulkinder Roma-Kinder. In P. besuchen nur ca. 40% der Roma-Kinder die Schule. In Familien mit vier Kindern gehen maximal zwei Kinder in die Schule. 15 Kinder müssten in die Sonderschule nach Timisoara gehen, wenn die Kommission dies beschließt. Das kann auch gegen den Willen der Eltern passieren, da das rumänische Gesetz die Schulpflicht vorsieht, aber de facto kann nichts dagegen unternommen werden, wenn die Eltern die Kinder nicht nach Timisoara ins Internat geben. Dieses Internat kann wöchentliche oder monatliche Heimkehr der Kinder ermöglichen.

M., unser Freund vom Jugendamt, hat mit der Rudolf-Walter-Stiftung vereinbart, dass ein Platz für einen 18-Jährigen zur Ausbildung frei steht und bietet an, dass eine geeignete Person dafür gesucht werden soll. Frau C. erzählt, dass sie für 60 Kinder Gratis-Schulsachen organisiert hat. Sie zeigt mir auch die Aufzeichnungen, die sie über die Familien gemacht hat. Sie legt mit sauberster Handschrift eine Seite über die Familie an, in der sie gearbeitet hat. Für jede Person in dieser Familie wird ein eigenes Blatt angelegt, auf dem die entsprechenden Dokumente (Geburtsurkunden, Heiratsurkunden, Meldezettel usw.) vermerkt sind, die bereits organisiert wurden. Ich rege an, dass bei den erledigten Dokumenten auch das Datum vermerkt wird, wann diese übergeben wurden.

Frau C., die früher Leiterin des staatlichen Kinderheimes war, erklärt uns den Zuwachs an Anfragen um Papiere damit, dass sie nun in Pension ist und die Roma keine Angst mehr haben, dass ihnen die Kinder abgenommen werden, wenn sie registriert sind. Sie wünscht sich, mit Th. zusammenzuarbeiten, und schlägt vor, dass er mindestens eine halbe Anstellung bekommt, da so viel Arbeit zu erledigen sei. Ich stimme dem zu.

Anschließend gehen wir ins „teren“, ins Feld.

Frau C. führt uns in ein Haus, das der Gemeinde gehört. Wir gehen über den Hof, ich muss mich mehrmals bücken, da Stricke gespannt sind, auf denen aber keine Wäsche hängt. Wir betreten ein Haus, es kommt uns ein junges Mädchen entgegen, das Fr. B. offenbar kennt. Sie umarmen sich, Fr. B. erklärt uns, dass das Mädchen bei ihr im Kinderhaus gewohnt hat.

Wir sitzen in einem Raum mit drei Betten, hier leben vier Personen, es gibt einen Kasten, keinen Tisch, einen Sessel. Der Holzboden ist mit Teppichen ausgelegt, die Frau, der Mann und das Mädchen ziehen ihr Schuhe draußen aus, ich auch, auch Frau C. zieht ihre Schuhe aus, M. und Th. nicht, als sie später dazu kommen. Der Plafond ist mit Wasserflecken überzogen, man sagt uns, dass das Dach kaputt ist und dass es hereinregnet. Quer im Raum hängt eine Wäscheleine, daran eine Damenunterhose, niemand stört sich daran, dass sie über unserem Kopf baumelt, während wir auf dem Bett sitzen, denn Sessel oder Tisch gibt es nicht. Die Frau bedrängt Frau C. mit Fahrkarten, die sie bezahlt haben möchte. Sie hat ihren kranken Schwiegervater im Krankenhaus in Timisoara besucht, Frau C. unterstützt sie, aber M. und ich müssen das Ansuchen ablehnen, da Reisen nicht bezahlt werden können, weil Einzelfallhilfe nicht primäres Ziel des Projektes sind.

Der Mann der Familie kommt etwas später und betont, dass Frau C. ihnen Geburtsurkunden und Heiratsurkunden besorgt hat. Er hat einen roten Ausschlag im Gesicht und sollte sich behandeln lassen, aber er kann nicht, weil sonst sein Einkommen als Tagelöhner für die Familie ausfällt. Er verdient 200.000 Lei (5,70 €) am Tag, aber leider findet er nicht jeden Tag Arbeit. Wenn jemand mehr als die Sozialhilfe von 850.000 Lei (24,20 €) im Monat verdient, wird ihm die Sozialhilfe gestrichen. Der Euro wird derzeit bei ca. 35.000 Lei getauscht.

Wir gehen weiter ins nächste Zimmer. Es ist etwas größer, es gibt keine Teppiche auf den rohen Holzbalken, in der Ecke ist ein Herd, auf dem ein Topf vor sich hinkocht. Dort wartet eine junge Frau auf uns. Es gibt vier Betten und ein Gitterbett, in dem das behinderte Kind schläft. An der vorderen Längsseite ist ein zusätzlicher Querbalken angebracht, der mit Filz und Stoffresten umwickelt ist, offenbar um Verletzungen zu verhindern, wenn sich das Kind an den Gitterstäben hochzieht und zu stehen versucht. Es ist blind und kann nicht gehen. Lange wird darüber diskutiert, wer für den Transport ins Krankenhaus zahlen muss, da eine neue Untersuchung der Augen notwendig ist. M. erklärt, dass die Gemeinde für den Transport aufkommen muss, dass aber nach seinen Informationen aus dem Krankenakt eine Operation des

Kindes diesem das Augenlicht nicht wieder zurückbringen würde. Der Ehemann der jungen Frau ist für fünf Jahre im Gefängnis. Den Grund habe ich mich nicht zu erfragen getraut. Frau C. sagt zur jungen Frau, dass sie bestätigen soll, von ihr Ausweise erhalten zu haben, diese tut so, als wüsste sie nichts davon, Frau C. streicht ihr über die Wangen, was sie sagt, wird nicht übersetzt. Ich verabschiede mich.

Ganz ähnlich im nächsten Zimmer. Hier wohnen acht Personen mit der Großmutter. Es gibt aber nur fünf Betten. Sechs Kinder hat die Familie, drei gehen in die Schule, drei nicht. Ein kleines Mädchen steht mit der Schultasche am Rücken und mit großen Augen in der Mitte des Raumes. Auf die Frage, warum die anderen Kinder nicht in die Schule gehen, sagen sie, eines sei zu jung, eines wolle nicht mehr und eines sei leicht behindert und müsste in die Sonderschule.

Auf dem Weg nach draußen frage ich R. nach dem Wasseranschluss. Es gäbe Trinkwasser an der Außenseite des Hauses. R. sagt, dass er es schade findet, dass sie im Garten nicht etwas anbauen. Es stimmt, der Garten ist eine einzige Lehm- und Müllhalde.

Th. bleibt zurück, wir lassen Frau C. in Pe. aussteigen und vereinbaren, dass ich morgen zurückkomme und sie um 9:45 Uhr vor der Kirche abhole.

Nach unserer Rückkehr nach Timisoara lege ich mich kurz ins Bett, um die Eindrücke zu verarbeiten. Kurz darauf schlafe ich ein, vielleicht sind solche Bilder nur im Traum zu bewältigen.

Am Nachmittag suche ich in einer Buchhandlung nach dem Buch von Viorel Achim mit den Dokumenten über die Deportation von Zigeunern nach Transnistrien. Zu meiner großen Überraschung ist es in einer Buchhandlung tatsächlich lagernd. Ich setze mich in ein Restaurant am Hauptplatz, Piazza de Libertate, vor der Oper. Ein kleines Mädchen, keine zwölf Jahre alt, kommt vorbei und bettelt. Der Kellner scheucht es weg, es läuft ein paar Schritte, dann kommt es wieder. Ein anderes Mädchen, dem ein Arm fehlt, kommt betteln. Zwei junge Frauen am Nachbartisch geben ein wenig Kleingeld. Als sie zahlen und gehen, sehe ich, dass eine von den beiden auf Krücken geht. Haben die Menschen deshalb kein Mitleid mit Roma, weil sie nicht ein ähnliches Leid erfahren haben?

Ich blättere ein wenig im Dokumentenband und finde auch bekannte Namen von Dörfern aus dem Kreis Timis, Peciu Nou z.B., ein Dorf ganz in der Nähe. Aus all diesen Dörfern wurden Roma unter Antonescu nach Transnistrien deportiert. Und ich lese, dass es eine regelrechte Panik unter den Roma gegeben hat, dass die Deportation nicht nur einige von ihnen betreffen könnte, sondern dass die Aktion auf alle ausgedehnt werden könnte. Und ich lese, dass die lokalen Behörden die Deportation dazu benutzt haben, um die verbliebenen „Zigeuner“ unter Druck zu setzen, dass die Schwaben Gerüchte von der totalen Umsiedlung der „Zigeuner“ in Umlauf setzten, dass sie angekündigt haben, die frei werdenden Gebiete würden mit Deutschen aus dem Altreich besetzt. Was muss diese Erfahrung im kollektiven Gedächtnis der Roma hinterlassen haben? Das muss ein wichtiger Teil in meinem Frageraster werden.

Am Abend gibt es Sarmale mit Mamaliga bei M. und L. Und als Nachspeise Omeletten mit Schokolade und Schlag.

Mittwoch, 12. 04. 2006

Um 7:00 Uhr rumänischer Zeit (6:00 Uhr MEZ) stehe ich auf. Dann quäle ich mich durch den Verkehr zu L.. Unterwegs wollte ich ursprünglich noch in der Kathedrale Kerzen kaufen für das Grab von R. Angesichts des totalen Verkehrsstaus gebe ich diesen Plan auf, ich wäre



sonst nicht rechtzeitig bei L. gewesen. L. erwartet mich schon und wir brechen gleich auf.

Vorbei an der Iulius Mall, dem angeblich derzeit größten europäischen Einkaufszentrum mit 83.000 m² Verkaufsfläche und 210 Geschäften, fahren wir auf die Landstraße, die von der STRABAG hergerichtet worden ist, Richtung S. Unterwegs kommt es zu einer angeregten Diskussion über die Motive meines Handelns, darüber, warum wir in unseren Ferien nach Rumänien kommen und Geld in eine Gruppe investieren, in die in Österreich niemand Geld investiert und in die auch in Rumänien niemand Geld investieren würde. Sie sagt, dass sie uns nicht versteht, sie würde lieber für sich arbeiten. Obwohl wir bereits beim Wegfahren davon gesprochen haben, dass ich auf das Grab, auf den Friedhof gehen möchte, hat sie Stöckelschuhe an, ganz spitze, wie sie derzeit modern sind. Aber sie

hat sich für A. Zeit genommen, A., unsere 80-jährige Freundin, die derzeit allein in P. wohnt und die niemanden mehr zum Reden hat, seit ihr Bruder auf der Fahrt zu uns nach Österreich tödlich verunglückt ist und seit ihre Schwester, die dann bei ihr gewohnt hat, gestorben ist. L. telefoniert einmal pro Woche über eine Stunde mit A. Sie wird A. besuchen, während ich mit Frau C. im „teren“, im Feld sein werde. Für A. hat sie auch Philadelphia-Butter eingepackt.

Wir sind ca. 30 Minuten vor dem vereinbarten Zeitpunkt am Treffpunkt mit Frau C. in P. eingelangt. Das Gespräch entwickelt sich immer mehr zu einem Streitgespräch, in dem ich L. zu erklären versuche, was ich unter Identität verstehe, was ich unter Wesensmerkmalen ethnischer Gruppen verstehe und warum ich nicht glaube, dass man diese von außen erkennen oder bestimmen könne. Ich versuche ihr verständlich zu machen, wie schlimm es in meinen Augen ist, dass man Zigeuner mit bestimmten Wesensmerkmalen identifiziert, dass man glaubt, man könne an ihrer Abstammung erkennen, was für Menschen sie sind. Sie glaubt mir nicht. Darauf kommt es mir aber auch nicht an.

Pünktlich um 9:45 Uhr steigt Frau C. zu uns ins Auto und wir fahren gemeinsam ins Bürgermeisteramt, wo wir bereits am Vortag waren. Th. wartet dort auf uns. Wir holen noch einen jungen Burschen aus der 12. Klasse ab, vielleicht 17 Jahre alt, der Deutsch kann und der mir übersetzen soll. Er begleitet uns. L. setzen wir bei A. ab, dort werden auch unsere mitgebrachten Kleider, Decken, Süßigkeiten für die Kinder ausgeladen. A. begrüßt uns nur kurz, sie scheint in guter körperlicher Verfassung zu sein, was mich sehr freut. Sie sagt mir auch gleich, dass sie den ganzen Winter über nicht krank geworden ist, dass sie nicht krank wurde, als sie die Milch von ihrer grippigen Nachbarin getrunken hat. Mit dem Auto fahren wir schließlich ins Roma-Viertel, das „Ziganie“ heißt.

Der Weg ist zu meiner Überraschung mit fest gewalztem Schotter repariert. Ich frage, warum das gemacht wurde. Th. erklärt mir, dass es ein Wahlversprechen der neuen Bürgermeisterin

war, das sie nun eingelöst hat. Der erste Teil des Weges ist nun viel besser zu befahren. Der letzte Teil, dort, wo es wirklich zu den Roma hingeht, ist nur lose aufgeschüttet, der Kies wurde nicht verfestigt. Ich nehme mit dem Wagen Schwung, versinke aber fast bis zur Achse in diesem aufgewühlten Steinhaufen, komme gerade drüber. Dahinter, wie gewohnt, wie seit Jahren, die tiefen Furchen, die Löcher, die mein Auto schräg stehen lassen, voll von braunem Wasser, das wegspritzt, wenn man hinein fährt. Im ersten Haus, in das uns Frau C. führt, ist die junge Mutter nicht zu Hause. Wir werden später aber nochmals dorthin zurückkehren. Wir werden in ein zweites Haus eingeladen. Das Strohdach ist auf der Giebelseite mit einigen rostigen Blechen notdürftig verbarrikadiert, damit der Schnee und der Regen nicht direkt auf den Plafond der ebenerdigen Hütte niedergehen können.



Im Haus treffen wir ein junges Pärchen. Ein Bursch, ein Mädchen, vielleicht 15 oder 16 Jahre alt, und ein kleines Kind. Frau C. fragt sie, ob sie ihre Urkunden beisammen hätten, und es stellt sich heraus, dass der junge Mann keinen Meldezettel hat. Er war im Gefängnis und er braucht unbedingt einen Meldezettel, damit er um eine Stundung der Strafe ansuchen kann. Er wurde auf Bewährung freigelassen, und muss die Strafe von 700.000 Lei (19,90 €) in Raten abtrottern. Später, in einem anderen Haus, wird sich herausstellen, dass das Mädchen bereits eine größere Tochter hat, die derzeit bei ihrer Großmutter untergebracht ist. Am Boden der Hütte liegt ein Betonstein, in den Glühspiralen eingelegt sind, das ist die Heizung. Die Hütte ist überheizt, binnen kürzester Zeit sind zehn Personen auf 10 m² versammelt. Es entsteht eine schwüle und dampfige Atmosphäre. In der Hütte selbst ist ein großes, breites Doppelbett, ein

Tisch, ein Sessel, ein kleiner Kasten. Frau C. bemüht sich, uns zu verdeutlichen, für wen sie bereits Dokumente besorgt hat. Auch der 18-jährige Bursch ist da, den Frau C. bei ihrer Arbeit entdeckt hatte, der bis heute noch keine Geburtsurkunde hat, der nicht existiert, der damit auch kein Recht auf Schulbesuch, auf Familienbeihilfe, auf Krankenversicherung, auf Sozialhilfe hat. Frau C. erklärt uns, dass der Akt seit 6 Monaten in Bukarest liegt, bis jetzt unbearbeitet. Die anderen Betroffenen bestätigen bereitwillig, dass sie diese Dokumente erhalten haben. Th. mischt sich in das Gespräch ein, aber offenbar hatte er mit den Betroffenen bisher noch keinen Kontakt. Nachdem mir bereits mehrere Details erklärt wurden, bitte ich darum, mein Aufnahmegerät einschalten zu können, weil ich mir das nicht alles merken kann und weil ich eine Reportage machen möchte. Alle sind damit einverstanden. Nach einiger Zeit verlassen wir dieses Haus und werden eingeladen, uns jene Hütte anzusehen, die vor wenigen Tagen zusammengebrochen ist.



Wir kommen zu diesem Haus, auf der Vorderseite sieht es noch so aus wie alle anderen. Auf der Rückseite ist die Hälfte zusammengebrochen, regelrecht zerbröselt. Die Lehmziegel liegen noch am Boden, der Dachfirst hängt nur mehr schräg am Haus. Man erklärt mir, dass hier eine alte Frau gewohnt hat mit einigen Kindern, die inzwischen in anderen Häusern Zuflucht gefunden haben. Gott sei Dank wurde beim Einsturz niemand verletzt.

Gleich nebenan wohnt eine Frau, die uns sehr bedrängt, dass wir auch ihr Haus besuchen. Sie wohnt alleine mit neun Kindern, sie zeigt uns ihr Haus, es sieht ganz ähnlich aus wie alle anderen. Ein Raum, drei Betten, ein Kasten, sonst nichts. Sie beklagt sich darüber, dass sie keinen Strom hat und bittet uns, doch dafür zu sorgen, dass sie mit ihren neun Kindern doch endlich auch an den Strom angeschlossen wird. Mein Übersetzer erklärt mir, dass es – „um die Wahrheit zu sagen“ – hier nur Strom auf Diebstahl gibt. Es gibt keinen offiziellen Anschluss, man müsste einen Zähler installieren, das hat aber hier fast niemand. Die Kinder essen trockenes Brot, es ist Mittagszeit.



Relativ bald verlassen wird dieses

Haus, Frau C. geht voraus, die Mutter redet auf den Übersetzer ein, dass Frau C. nicht allein hilft. Sie jedenfalls kommt sich benachteiligt vor. Wir besuchen noch ein weiteres Haus, in dem die alte Frau aus dem zusammengebrochenen Haus vorübergehend wohnt. Es ist finster, auch das Hineinschrauben der einzigen Glühbirne am niedrigen Plafonds hilft da wenig, es liegt ein modriger Geruch in der Luft, sie sitzt in einem Bett, sie kann Deutsch, sie redet mich auf Deutsch an, sie fleht uns mit Gebetsformeln an, die sie offenbar noch von den Schwaben

hier gelernt hat. Sie könne nicht mehr gehen, sie sei gelähmt, sie wisse nicht, wohin, nachdem ihr Haus zusammengebrochen ist. Sie habe ihr ganzes Leben in der Kolchose gearbeitet, jetzt bekomme sie 500.000 Lei Pension (14,20 €), davon könne sie nicht leben. Th. erzählt uns, dass sogar gestern, bei Regen, die Sozialhilfeempfänger mit der Hilfe der Bürgermeisterin den Wiederaufbau des Hauses begonnen hätten.



Einige, wenige Betonziegel habe ich gesehen, die dazu dienen sollen, dieses Haus wieder aufzubauen. Allerdings, das muss gesagt sein, sehe ich, wie ein alter Traktor mit einem noch älteren Anhänger eine Fuhre Schotter vor dem ehemaligen Haus ablädt, offenbar also Baumaterial, mit dem diese Bleibe wieder aufgerichtet werden soll. Th. erzählt uns, dass er mit der Bürgermeisterin vereinbart hat, dass jede Familie ein Haus mit einem Raum bekommt, das sie mit den Ziegeln, die sie selbst herstellen sollen, aufbauen werden.

Im Haus der alten Frau bedrängt uns die Mutter der neun Kinder nochmals, ob wir ihr nicht ermöglichen könnten, dass der Strom bei ihr eingeleitet wird. Sie als Mutter von neun Kindern, als Alleinerzieherin wüsste sonst nicht, wie sie es schaffen soll. Sie fragt mich konkret, ob wir das finanzieren können. Ich antworte ausweichend, dass unser erstes Ziel einmal die Beschaffung von Dokumenten und Papieren ist, dass die Roma den Anspruch auf rumänische Sozialhilfe bekommen und dass wir über weitergehende Hilfsaktionen noch beraten müssen, dass ich mich aber zu Hause darum kümmern würde, zusätzliche Geldmittel aufzubringen. Ich habe keine Versprechen gegeben, aber innerlich fühle ich mich verpflichtet, hier noch mehr zu tun.

Auf dem Rückweg von der alten, behinderten Frau kommen wir zu einem Haus, das bereits von außen völlig aus den Fugen geraten aussieht.



Es ist schräg, der Dachstuhl hängt schief, über das Stroh sind notdürftig ein paar Bleche gelegt und mit Steinen beschwert. Drinnen erwarten uns eine heftig gestikulierende und auf uns einredende alte Frau, 62 Jahre alt, und ihr Mann, dessen rechter Arm und dessen rechter Fuß aufgrund einer Thrombose nur mehr beschränkt bewegungsfähig sind. Sie sagen uns, dass sie kaum mehr schlafen können, weil es überall hereinregnet. Ein großes Schaff steht auf dem Bett, darin wird das Regenwasser aufgefangen, damit nicht das ganze Bettzeug nass wird. Ich glaube ihr das aufs Wort, denn man sieht, dass unter dem Plafond das Stroh und dazwischen der Himmel hervorschimmert. Um zu erkennen, dass das Haus akut einsturzgefährdet ist, braucht man nicht Architekt zu sein, das sieht man, wenn man einen rechten Winkel erkennt.

Im Haus gibt es auch ein weibliches Zwillingspärchen, ich schätze sie auf 16 Jahre, die Enkelkinder der Hausbesitzerin, sie leben mit ihr und dem Großvater gemeinsam im selben Ein-Zimmer-Haus. Dokumente werden besprochen, sie bekommen erhöhte Sozialhilfe, sie beträgt 910.000 Lei, das sind 25,90 € nach dem aktuellen Umrechnungskurs.



Wir besuchen noch ein Haus, das ziemlich am Rande der Siedlung liegt. Hinter zwei großen Haufen mit Kuhmist liegt es.



Der Mann kommt heraus und beklagt sich bitter, dass die Gemeinde mit zwei großen Kübelwagen Gülle gekommen sei und diese hinter ihrem Haus in den Kanal gekippt habe. Er sagt, dass sie sich bis zu diesem Zeitpunkt im Kanal gewaschen hätten, dass sie dort gefischt hätten und dass sie das jetzt alles nicht mehr könnten, denn es stinke nach Kloake. Auch die Nachbarin sei nicht besonders sauber, der Misthaufen mit Exkrementen ihrer Kuh liege nur fünf Meter vor dem Eingang des Hauses. Er beklagt sich darüber, dass die Kinder Ausschläge bekommen. Th. verspricht, das Problem mit der Gemeinde zu besprechen. Die Papiere seien in Ordnung, er bekomme Sozialhilfe, Frau C. geht zum nächsten Haus weiter.



Zum Abschluss kommen wir noch einmal in das Haus, in das uns Frau C. zuerst führen wollte. Die vermeintliche Mutter ist zurückgekommen, der Kinderwagen steht vor der Tür, sie ist vielleicht 35 Jahre alt, aber es ist die Großmutter des Kindes. Die Mutter des Kindes, so stellt sich heraus, wurde von Frau C. betreut, sie war bereits in S., die Papiere für ihre Baby, ein Jahr und sieben Monate alt, die Geburtsurkunde wäre bereits fertig gewesen, aber dann ist die Mutter des Kindes weggelaufen, auch die Großmutter weiß schon seit Wochen nicht, wo sie sich aufhält, und so ist dieses Kind, ein Jahr und sieben Monate alt, offiziell inexistent, obwohl es mir in die Augen sieht, obwohl es mich anlacht, obwohl es hörbar an seinem Schnuller saugt.

Wir steigen ins Auto und fahren den Weg zurück, ich kenne die Stelle nun schon, wo ich Gas geben muss, um nicht im losen Schotter stecken zu bleiben, über den ich mit dem Bodenblech schramme. Wieder auf der Hauptstraße bleiben wir stehen, Frau C. erklärt mir, was sie noch alles zu tun habe, dass sie den Nachmittag dazu verwendet, die Akten zu reparieren, zu kleben, aufzuschreiben, wer welche Behördenwege zu erledigen hat, dass sie sich morgen mit Th. nach Timisoara begeben werde, um den Vertrag mit der Caritas zu unterschreiben, damit er auch offiziell von uns angestellt wird. Th. verlässt uns, auch der Junge verlässt uns, er hat auf dem Weg von der Siedlung ins Zentrum erklärt, dass er noch nie in seinem Leben in der Zigeunersiedlung war, dass er noch nie in seinem Leben so etwas gesehen hat, obwohl er seit seiner Geburt in diesem Dorf wohnt. Ich glaube ihm, ich habe gemerkt, wie er geschwitzt hat im ersten Haus, und im zweiten Haus und im dritten Haus, aber nicht nur deshalb, weil ihm zu warm war.

Wir fahren zu A. Sie ist guter Dinge, sie lacht. Sie sieht gesund aus. Ich erwähne noch die Sachen, die ich mitgebracht habe. Sie meint, die Decken seien sehr gut, für die wäre großer Bedarf, und als ich sie noch darauf hinweise, dass das Paket mit den weichen Keksen für sie sei, da lacht sie und streichelt mir über die Hand. Sie freut sich offensichtlich, dass wir sie nicht vergessen haben. Ich wünsche ihr noch schöne Ostern und verabschiede mich. In Pe. steigt Frau C. aus, und ich fahre mit L. weiter. Knapp vor der Einmündung in die Hauptstraße fällt mir ein, dass ich in dem Tohuwabohu die Kerze für das Grab von R. vergessen habe.



Ich drehe um und fahre mit L. zurück nach P., dort suchen wir ein Geschäft, aber es gibt dort keine Kerzen, vielleicht im Laden vis-à-vis, tatsächlich gibt es dort Grabkerzen mit deutscher Aufschrift „Made in Germany“. Ich kaufe die Größere. Wir fahren auf den Friedhof, L. hätte nicht hingefunden, ich kann mich noch gut erinnern. Sie geht trotz ihrer Stöckelschuhe mit, borgt mir ihr Feuerzeug, und nach kurzem Suchen finden wir auch das Grab, es ist beschriftet, daneben, unter demselben Hügel noch ein zweites frisches Grab. Ich zünde nach mehreren vergeblichen Versuchen die Kerze an, es weht ein kalter, eiskalter Wind. Ich mache noch ein Foto und dann steigen wir ins Auto und fahren weg.

Bald nach unserer Ankunft, es ist 13:30 Uhr, entscheide ich spontan, dass ich doch noch am selben Tag nach Hause fahre. L. ist ziemlich enttäuscht.

Im Kloster esse ich meine beiden Orangen, gebe Pater Bruno 50,-€ für die Übernachtung und den Schlüssel und fahre ab. Die Durchquerung von Timisoara kostet mich eine ganze Stunde. Bei der OMV-Tankstelle tanke ich mein Auto auf, ich zahle 2,2 Millionen Lei (62,80 €), mit dieser Summe muss eine Roma-Familie in meinem Dorf drei Monate leben.

An der Grenze in Cenad warte ich über eine Stunde, dass die Europäische Union mich wieder aufnimmt.

Donnerstag, 13. April 2006 (Gründonnerstag)

In den frühen Morgenstunden des Gründonnerstages bin ich wieder zu Hause, ich kann Ostern mit meiner Familie feiern. In Rumänien feiert man Ostern erst später, dort dauert die Karwoche für die Roma noch länger.

Kontakt und Information:

Dr. Gernot Haupt

Institut für Sozialarbeit, Rilkestraße 14, 9020 Klagenfurt, Österreich

gernot.haupt@ifsoz.org

www.ifsoz.org

Konto Nummer: 07002804552; Kärntner Sparkasse (BLZ 20706)

BIC: KSPKAT2K, IBAN: AT792070607002804552

Literatur:

Gernot Haupt: Antiziganismus und Sozialarbeit. Elemente einer wissenschaftlichen Grundlegung, gezeigt an Beispielen aus Europa mit dem Schwerpunkt Rumänien.

Berlin: Frank & Timme 2006. 343 Seiten. 36,80 €. ISBN 3-86596-076-6